



# Lichtenberg Gesellschaft e.V.

[www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

---

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

---

**Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

**In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

---

Martin Stingelin

„Meinungen und Fische“

Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud  
und Ludwig Wittgenstein lesen Georg Christoph Lichtenberg

„Nonsens statt Konsens“<sup>1</sup>

Hebt man aus dem aufklärerischen Bild des Denkens den physiognomischen Zug der Sprachkritik hervor, wie sie beispielhaft das Werk von Georg Christoph Lichtenberg verkörpert, gewinnt eine anhaltende Tradition der Aufklärung Kontur, die in der Lichtenberg-Rezeption Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud und Ludwig Wittgenstein miteinander verbindet. Als Emblem dieser Tradition erweist sich – neben dem Blitz – das „Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt“.<sup>2</sup> Während jener Sprach- als Subjektkritik übt, indem er den durch die Syntax bedingten Schein eines Urhebers („Der Blitz blitzt“) reflektiert, übt dieses Sprach- als Ontologiekritik: Es reflektiert die Sprache als paradoxen Schauplatz, auf dem etwas, das es gar nicht gibt, zum Verschwinden gebracht werden kann. Liest Arthur Schopenhauer Lichtenberg noch vorwiegend als Schule der Stilkritik, radikalisiert Friedrich Nietzsche die von Lichtenberg selbst als Aufklärung unter Vorbehalt geübte Sprachkritik sowohl ontologie- wie subjektkritisch; die erste Traditionslinie wird pragmatisch von Ludwig Wittgenstein, die zweite psychoanalytisch von Sigmund Freud fortgeführt.

1. „Blitz“ und „Messer“: Sprache als tropologischer Raum

Den Ariadnefaden zur Erkundung des oft ebenso undurchschaubaren wie verborgenen Labyrinths von Georg Christoph Lichtenbergs Wirkungen auf die Philosophie nach ihm<sup>3</sup> entnehme ich dem kürzesten Lied des Schweizer Chansonniers und Lebensphilosophen Mani Matter, der im November 1972 im Alter von 36 Jahren bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam. Das in der Berner Mundart gehaltene Lied „Es git e Bueb mit Name Fritz“, das im Oktober 1966 aufgenommen worden ist und als Ausdruck von Matters Hang zur Kurzform gerade einmal 34 Sekunden dauert, ist blitzschnell vorüber:

„es git e bueb mit name fritz  
und dä cha renne wi dr blitz

är rennt dä unerhört athlet  
 so schnäll das me ne gar nid gseht  
 und wil er geng isch grennt bis jitz  
 het ne no niemer gseh dr fritz  
 und ig sogar dr värslischmid  
 mues zuehgäh: vilicht gits ne nid“<sup>4</sup>

Mani Matter selbst hat diesen Achtzeiler aus vier gereimten Verspaaren in der ersten Buchsammlung seiner Chansons von 1969, „Us emene lääre Gygechaschte“ („Aus einem leeren Geigenkasten“), die in vier Gruppen eingeteilt ist – „Politisch, Balladen, Nonsens, Uebriges“ (die Zwischentitel sind schließlich weggefallen<sup>5</sup>) – der Gruppe „Nonsens“ zugeteilt und zitierte, wenn es darum ging, den Nonsens philosophisch auszuloten, gerne einen Aufsatz von Gilbert Keith Chesterton, dem Autor der Pater Brown-Detektivgeschichten, der in den Schluß mündet, daß diejenigen, die behaupten, „that faith is nonsense, may discover one day, that nonsense is faith“.<sup>6</sup> Hier grenzt der Nonsens an Sprach- als Schöpfungsmystik, ich möchte im folgenden aber ein anderes Moment des Nonsens hervorheben, das Moment der Sprachkritik. Tatsächlich ließe sich die Technik von Mani Matters Achtzeiler „Es git e Bueb mit Name Fritz“ in Peter Köhlers Unterscheidung zwischen morphologisch-syntaktischem, semantischem und pragmatischem Nonsens dem semantischen Nonsens zuordnen, „der auf einer radikal gestörten Bedeutung der Sprachzeichen gründet“,<sup>7</sup> wobei die Radikalität bei Matter gerade in der Beiläufigkeit besteht, mit der gleichsam unter der Hand Bedeutung aus der Welt geschafft wird:

Die erste Verszeile setzt mit der ontologischen Behauptung, daß es einen Knaben mit dem Namen „Fritz“ gebe, ein substantiell Seiendes in die Welt, dem in der zweiten Zeile in Form einer Redensart das vermeintlich akzidentielle Attribut zugesprochen wird, daß er rennen kann wie der Blitz.

Dieses vermeintlich akzidentielle Attribut aber wird in der zweiten Strophe zum eigentlichen substantiellen Moment seines Daseins gesteigert, indem die übertragene Bedeutung der Redensart wörtlich genommen wird: Die Daseinsform von „Fritz“ ist die Blitzlichtgeschwindigkeit.

Diese Daseinsform der Blitzlichtgeschwindigkeit wird in der dritten Strophe retrospektiv zurückprojiziert in die Vorgeschichte von „Fritz“, womit er als Blitz zu seinem eigenen Urheber, zur *causa sui* wird. Damit aber erhält das ontologisch fragile Verhältnis zwischen Substanz und Akzidenz einen fragwürdigen Status: Weil er bis jetzt stets und immer schon gerannt ist wie der Blitz, konnte ihn bislang noch niemand tatsächlich sehen.

In der vierten Strophe schließt sich der Kreis der *creatio ex nihilo*, und zurückbleibt nichts als die Konzession des *auctor*, daß es „Fritz“ vielleicht tatsächlich gar nicht gibt. Der Schlund des Nichts, der sich hier öffnet und über den hinweg nur der Humor hilft, droht allerdings mit der Hauptfigur des Achtzeilers auch seinen Autor und seinen Leser in die Tiefe zu reißen.

Diese Nonsens-Technik teilte Mani Matter etwa mit Karl Valentin, der sein erklärtes Vorbild war, weshalb der Lyriker Kurt Marti 1968 „seine Qualitäten approximativ“ als „eine Mischung von Brassens und Karl Valentin“ bestimmte. „Besser würde man freilich feststellen: er ist unverwechselbar.“<sup>8</sup> Der Ahnherr dieser Nonsens-Technik aber erschließt sich auf dem Umweg über Mani Matters nachgelassene Tagebücher. Ihr von Matter selbst stammender Titel reiht sie in denkbar respektvoller, höflicher und bescheidener Form in die von Georg Christoph Lichtenberg begründete Literaturtradition der „Sudelbücher“ ein: Matters nachgelassene Tagebücher nennen sich „Sudelhefte“; Matter selbst gibt sich damit im Vergleich zu Georg Christoph Lichtenberg gleichzeitig als *poeta minor* zu erkennen, und zwar mit jener leisen Ironie, welche die Selbstachtung gebietet. Unter ausdrücklichem Hinweis auf Georg Christoph Lichtenberg – „Und obgleich es einen Lichtenberg gibt, obgleich zahlreiche Schriftsteller uns ihr Bestes in Tagebüchern hinterlassen haben, eine Gedankendichtung ist noch nicht anerkannt“,<sup>9</sup> schrieb Mani Matter im „Tagebuch II: 1962“ – verstehen sich die „Sudelhefte“ als „Gedankendichtung“: „Bücher mit Aufzeichnungen verschiedener Art – Notizen, Briefen, Kurzgeschichten, Versen durcheinander – sind selten; aber sind sie nicht ehrlicher, notwendiger?“<sup>10</sup> Matter betonte darin: „Der Nonsense ist der Mystik nahe verwandt“,<sup>11</sup> und durfte sich darin durchaus einig mit Georg Christoph Lichtenbergs wissen.<sup>12</sup> Doch ich möchte hier, wie gesagt, ein anderes Moment des Nonsens in den Vordergrund stellen, die Sprachkritik.

Die Nonsens-Technik von Mani Matters Achtzeiler „Es git e Bueb mit Name Fritz“ läßt sich zurückführen auf Lichtenbergs Beitrag „Verzeichnis einer Sammlung von Gerätschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauktioniert werden soll. Nach dem Englischen“, den er im „Göttinger Taschen Calender für 1798“ publizierte.<sup>13</sup> Ich greife aus dem Auktionskatalog nur den ersten Gegenstand heraus, der zur Versteigerung gekommen ist: „1) Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.“<sup>14</sup> Sigmund Freud hat in seiner Untersuchung „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten“, für die Lichtenbergs Schriften eine ungetrübte Quelle waren, die Pointe dieses Nonsens’ auf die psychoanalytisch für das Unbewußte bedeutsame Technik zurückgeführt, „den Schein von Logik zur Schau“ zu tragen.<sup>15</sup> Tatsächlich aber entspringt der Witz wie im Fall von Mani Matters Lied „Es git e Bueb mit Name Fritz“ der wunderbaren Eigenschaft der Sprache, reich zu sein durch ihren Mangel, denn da im Verhältnis zwischen den *verba*, den Wörtern, und den *res*, den Dingen, die Dinge bei weitem in der Überzahl sind, mußte die Sprache die knappe Ressource ihrer Wörter dadurch kompensieren, daß sie ihre Bedeutung jeweils polysemisch vermehrte, wollte sie unter der gegebenen Voraussetzung, daß es weniger bezeichnende Vokabeln als zu bezeichnende Dinge gibt, den Anschein von Welthaltigkeit wahren. Oder mit den Worten des französischen Grammatikers Dumarsais:

„Notwendigerweise mußte man sich derselben Worte zu unterschiedlichem Gebrauch bedienen. Man stellte fest, daß dieser wunderbare Notbehelf der Rede mehr Kraft und Anmut verleihen konnte; man hat nicht versäumt, ihn zum Spiel und Spaß umzukehren. So haben sich die Worte zuweilen aus Notwendigkeit und zuweilen aus freier Wahl von ihrem ursprünglichen Sinn entfernt, um einen neuen, mehr oder weniger abweichenden Sinn anzunehmen, der aber doch zugleich auch einen mehr oder weniger starken Bezug zum ursprünglichen Sinn besitzt. Dieser neue Sinn der Worte wird tropologischer Sinn genannt, und Trope nennt man diese Umkehrung, diesen Umweg, der ihn hervorbringt.“<sup>16</sup>

Tatsächlich kehrt Lichtenberg das tropische Verfahren, einen Gegenstand synekdochisch aus der Zusammensetzung seiner Einzelteile hervorgehen zu lassen, einfach um, indem er die beiden Hauptbestandteile, aus denen sich der Begriff des „Messers“ zusammensetzt, die Klinge und der Schaft, verneint, womit der Gegenstand selbst verschwindet. Lichtenberg kehrt das tropische Verfahren der Sprache allerdings nicht allein „zum Spiel und Spaß“ um, sondern in der sprachkritischen Absicht, Licht in den dunklen Raum der Bedeutung und ihrer Entstehung zu tragen. Mit Georg Christoph Lichtenberg nimmt die Aufklärung jene sprachkritische Wendung, die als *linguistic turn* der Philosophie von Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche und Ludwig Wittgenstein im mehr oder weniger expliziten, immer aber gegebenen Anschluß an Lichtenberg wiederaufgenommen und als Fackel der Aufklärung weitergetragen wird. Das ist meine Generalthese.

Ihr zur Seite steht eine kleine These über die sprachkritische Sprengkraft des Nonsens. Mit Lichtenbergs „Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt“, befinden wir uns in jenem „tropologischen Raum“ des Vokabulars,<sup>17</sup> in dem sich sowohl die Sprachkritik wie ihre Kehrseite, die Sprachmagie und Sprachmystik der Poesie bewegen und begegnen. Die schöpferische Dimension dieses „tropologischen Raums“ hat der französische Schriftsteller Raymond Roussel durchgemessen, indem er in einer Wendung aus lauter doppelsinnigen, im gegebenen Kontext aber eindeutigen Wörtern wie „*les lettres du blanc sur les bandes du vieux pillard*“ (die Briefe des Weißen über die Banden des alten Plünderers) einen einzigen Buchstaben veränderte, „*les lettres du blanc sur les bandes du vieux billard*“ (die Buchstaben aus Weiß auf den Banden des alten Billardtischs), und durch diese denkbar kleinste sprachliche Differenz innerhalb eines Wortes, diese Paronomasie, den Sinn aller anderen Wörter veränderte.<sup>18</sup> „Waren die zwei Sätze gefunden, so ging es darum, eine Erzählung zu schreiben, die mit dem ersten Satz anfangen und mit dem zweiten aufhören konnte. / Aus der Lösung dieser Aufgabe nun schöpfte ich all meine Materialien“,<sup>19</sup> schrieb Roussel 1932 in seiner testamentarischen Beschreibung „Wie ich einige meiner Bücher geschrieben habe“. Auf diese Weise entspringt dem „tropologischen Raum“ der ganze schillernde Exotismus von Roussels Geschichte „*Parmi les Noirs*“ („Unter den Schwar-

zen“).<sup>20</sup> Das sprachkritische Verfahren von Georg Christoph Lichtenberg geht, wie gesagt, den umgekehrten Weg: Es schafft nicht aus den Wörtern der Sprache eine neue Welt, sondern es bringt die Welt auf dem Weg über die Wörter der Sprache zum Verschwinden, um zu reflektieren, wie wenig deckungsgleich sich die beiden Welten zueinander verhalten. Übrig bleibt, wie in Lewis Carrolls „Alice in Wonderland“, nur das Grinsen der Katze, nachdem diese selbst längst verschwunden ist.<sup>21</sup> Dies führt mich zu folgender These: Die Sprache ist der einzige Ort, wo Dinge, die es gar nicht gibt, zum Verschwinden gebracht werden können. Daran knüpft sich eine Ontologie- und eine Subjektkritik, die zum unmittelbaren Anstoß für die klandestine Lichtenberg-Rezeption von Friedrich Nietzsche wurde (3.), die sich auf Arthur Schopenhauers „Parerga und Paralipomena“ zurückführen läßt (2.), und auf die noch klandestinere Lichtenberg-Rezeption von Ludwig Wittgenstein (4.). Selbst Jacques Lacans Radikalisierung von Sigmund Freuds Kritik an der cartesianischen Illusion, daß das Subjekt Herr seiner eigenen Rede sei, läßt sich auf Lichtenberg zurückführen (5.).

## 2. „Der *Stil* ist die Physiognomie des Geistes“: Arthur Schopenhauers Lichtenberg-Lektüre

Am 6. April 1867 beklagt der noch nicht dreiundzwanzigjährige Leipziger Student der Altphilologie Friedrich Nietzsche in einem Brief an seinen Freund Carl von Gersdorff seine fehlende Stilsicherheit:

„Mir fallen die Schuppen von den Augen: ich lebte allzulange in einer stilistischen Unschuld. Der kategorische Imperativ ‚Du sollst und mußt schreiben‘ hat mich aufgeweckt. Ich suchte nämlich, was ich nie gesucht hatte außer auf dem Gymnasium: gut zu schreiben, und plötzlich erlahmte die Feder in der Hand. Ich konnte es nicht und ärgerte mich. Dazu dröhnten mir die Ohren von Lessingschen, Lichtenbergschen, Schopenhauerschen Stilvorschriften. Ein Trost war mir immer, daß diese drei Auktoritäten einstimmig behaupten es sei schwer gut zu schreiben, von Natur habe kein Mensch einen guten Stil, man müsse arbeiten und hartes Holz bohren, ihn zu erwerben.“<sup>22</sup>

Dies ist die erste Erwähnung des Namens von Georg Christoph Lichtenberg in Friedrich Nietzsches Werk,<sup>23</sup> wenn er in diesem Brief, zusammen mit demjenigen von Gotthold Ephraim Lessing, auch nicht viel mehr bildet als eine Metonymie für die Kapitel 21 („Über Gelehrsamkeit und Gelehrte“), 22 („Selbstdenken“), 23 („Über Schriftstellerei und Stil“), 24 („Über Lesen und Bücher“) und 25 („Über Sprache und Worte“) von Arthur Schopenhauers „Paralipomena“, in denen er mehrfach genannt wird und durch verschiedene Motive gegenwärtig ist, die seinem Denken eigen sind und die Schopenhauer – zum Teil in wörtlichen Anspielungen – aufgreift.<sup>24</sup> In der Schopenhauer auszeichnenden polarisierenden Apodiktizität wird Lichtenberg in § 270 – im Gegensatz zu den „*Sophisten*“ – klassifiziert als ‚Philosoph‘ im emphatischen Wortsinn:

„Man kann nämlich die Denker einteilen in solche, die zunächst *für sich*, und solche, die sogleich *für andere* denken. Jene sind die echten, sind die *Selbstdenker*, im zwiefachen Sinne des Worts: sie sind die eigentlichen *Philosophen*. Denn ihnen allein ist es Ernst mit der Sache. Auch besteht der Genuß und das Glück ihres Daseins eben im Denken.“<sup>25</sup>

Nietzsches Brief an Carl von Gersdorff vom 6. April 1867 bezieht sich vor allem auf Kapitel 23 „Über Schriftstellerei und Stil“, das dem Stil eine ihm eigene Körperlichkeit zuspricht (die ein Natürlichkeitsideal impliziert, das als „Lebendigkeit“ letztlich zum Inbegriff der ‚Schönheit‘ wird, die an eine monströse Eleganz grenzen kann): „Der *Stil* ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher als die des Leibes. Fremden Stil nachahmen heißt eine Maske tragen. Wäre diese auch noch so schön, so wird sie durch das Leblose bald insipid und unerträglich, so daß selbst das häßlichste lebendige Gesicht besser ist.“<sup>26</sup> Diese Bestimmung bezieht sich auf Platons Dialoge „Charmides“ und „Theaitetos“, wie § 377 von Kapitel 29 „Zur Physiognomik“ belegt: „Wenn nun aber *Sokrates* zu einem Jünglinge, der ihm, damit er dessen Fähigkeiten prüfe, vorgestellt wurde, gesagt hat: ‚Sprich, damit ich dich sehe‘ [...]“<sup>27</sup> was folgt, steht als Widerlegung von Sokrates und als Apologie der Physiognomik allerdings im Widerspruch zu Georg Christoph Lichtenbergs – von Schopenhauer ebenfalls zitierter – Streitschrift „Über Physiognomik; wider die Physiognomen“ (1777/1778), in der Lichtenberg Sokrates’ Argument benützt, um gegen die Physiognomik den Vorrang pathognomischer und pragmatischer Züge zu unterstreichen. Sie führen unmittelbar zu Schopenhauers Bestimmung des Stils zurück, denn aus den beiden Autoritätszitaten: „Rede, sagte Sokrates zum Charmides, damit ich dich sehe, und *an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen*, steht in einem Buch, das wenig mehr gelesen wird, und, merkwürdig, in einer Rede zweimal hintereinander, von welcher gleichwohl jedes Wort vor Gott gewogen ist“<sup>28</sup> ergibt sich für Lichtenberg als Quintessenz die Schlußfolgerung: „Allein einen klaren Satz der Physiognomik will ich dich lehren, es ist Physiognomik des Stils.“<sup>29</sup>

Die von Nietzsche im Brief an Gersdorff thematisierten Stilvorschriften finden sich vor allem in § 283 (über den Gebrauch konkreter an der Stelle von abstrakten Ausdrücken; über den Gebrauch gewöhnlicher Worte, um ungewöhnliche Dinge auszudrücken; über den Lapidarstil; über Dunkelheit und Undeutlichkeit des Ausdrucks; über – gebotene – Kürze und Deutlichkeit; über die – fehlerhafte – Ersetzung des Perfekts und Plusquamperfekts durch das Imperfekt; über den Unterschied zwischen Genitiv und Ablativ; über den richtigen Gebrauch von Präpositionen; über den falschen Gebrauch von Adjektiven als Adverbien; über die Verstümmelung einzelner Wörter durch das falsche Weglassen von Praefixa und Affixa und über Interpunktion) von Kapitel 23 „Über Schriftstellerei und Stil“.

Nietzsches Brief an Carl von Gersdorff vom 6. April 1867 bestätigt also Paul Requadts Vermutung: „Nietzsche hat Lichtenberg wahrscheinlich durch Scho-

penhauer kennengelernt. In den Kapiteln 21 bis 24 der ‚Parerga und Paralipomena‘, die von ‚Gelehrsamkeit und Gelehrte‘, ‚Selbstdenken‘, von ‚Schriftstellerei und Stil‘ und von ‚Lesen und Bücher‘ handeln, bewegt sich Schopenhauer völlig in Lichtenbergs Gedankenwelt.<sup>30</sup>

3. „Unsere ganze Philosophie ist *Berichtigung des Sprachgebrauchs*“:  
Friedrich Nietzsche unterstreicht die erkenntniskritischen Momente  
in Lichtenbergs sprachkritischen Bemerkungen

Nach diesem Brief fehlt fürs erste jeder weitere Anhaltspunkt, daß Nietzsche sich Lichtenbergs Texten tatsächlich zugewandt hätte. Bis auf die Lesespuren – Anstreichungen, Unterstreichungen, Glossen, Korrekturen und Eselsohren – in der von Nietzsche benützten achtbändigen Ausgabe der „Vermischten Schriften“ von 1867 und die entsprechenden Exzerpte im Nachlaß sind die Anhaltspunkte für Nietzsches Lichtenberg-Rezeption ohnehin sehr versteckt, wenn er „Lichtenberg’s Aphorismen“ in Paragraph 109 des zweiten Teils von „Menschliches, Allzumenschliches“, „Der Wanderer und sein Schatten“, 1880 neben „Goethe’s Unterhaltungen mit Eckermann“, dem ersten „Buch von Jung-Stilling’s Lebensgeschichte, Adalbert Stifter’s Nachsommer und Gottfried Keller’s Leute von Seldwyla“ auch zum „*Schatz der deutschen Prosa*“ rechnet.<sup>31</sup> Um nur ein Beispiel für diese Kryptizität zu geben: Aphorismus 317 von Nietzsches Sammlung „Der Wanderer und sein Schatten“ verdankt sich der metaphorischen Identifizierung von Meinungen mit Fischen. Ihr Vergleichsgrund ist einerseits topischer, andererseits erkenntnisstrategischer Natur (wobei sich die beiden Momente verschränken, da die Topik ein Teil dieser Erkenntnisstrategie ist): Gedanken finden sich im Kopf wie Fische im Teich, doch sie wollen geködert sein. Nur durch Selbstdenken zwingt man das Glück und fängt sie lebendig, unter dem Eindruck fremder Überzeugungen versteinern sie:

„*Meinungen und Fische*. – Man ist Besitzer seiner Meinungen, wie man Besitzer von Fischen ist, – insofern man nämlich Besitzer eines Fischteiches ist. Man muss fischen gehen und Glück haben, – dann hat man *seine* Fische, *seine* Meinungen. Ich rede hier von lebendigen Meinungen, von lebendigen Fischen. Andere sind zufrieden, wenn sie ein Fossilien-Cabinet besitzen – und, in ihrem Kopfe, ‚Ueberzeugungen.‘ –“<sup>32</sup>

Dieser Aphorismus stellt einen versteckten Selbstwiderspruch dar, denn Nietzsche fischt hier nicht in seinem eigenen Kopf, sondern in einem fremden Buch; der Gedanke, den er fängt, ist ein Teil des Fossilien-Kabinetts seiner Bibliothek, finden sich doch sowohl der topische wie der erkenntnisstrategische Vergleichsgrund derselben Metapher als auch ihr allegorisch gewonnener Kontrast zwischen Leben und Tod schon in einer Bemerkung aus „Georg Christoph Lichtenberg’s Vermischten Schriften“:



„Wenn ich ehemals in meinem Kopfe nach Gedanken oder Einfällen fischte, so fing ich immer etwas; jetzt kommen die Fische nicht mehr so. Sie fangen an sich auf dem Grunde zu versteinern, und ich muß sie heraushauen. Zuweilen bekomme ich sie auch nur stückweise heraus, wie die Versteinerungen vom Monte Bolca, und flicke daraus etwas zusammen.“<sup>33</sup>

Die ersten Exzerpte Nietzsches aus den „Bemerkungen“ Lichtenbergs fallen in die Zeit von Frühjahr bis Herbst 1873 und damit unmittelbar in die Entstehungszeit von „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“. In dieser Zeit beschäftigt sich Nietzsche intensiv mit den philosophischen Problemen der Wahrnehmung, der Sprache und der Vernunft. Die Suche nach der Antwort auf die – im doppelten Wortsinn rhetorische – Grundfrage: „Ist die Sprache der adäquate Ausdruck aller Realitäten?“<sup>34</sup> führt Nietzsche zur Reflexion über das „Verhältnis des Rhetorischen zur Sprache“, so der Titel des dritten Paragraphen seiner Rhetorik-Vorlesung. Sie mündet in eine Feststellung, welche die klassische Bestimmung der Rhetorik als kunstfertig gehandhabte Sprache umkehrt: „die Sprache selbst ist das Resultat von lauter rhetorischen Künsten“.<sup>35</sup> Mit dieser Feststellung drängt sich das antike System der Rhetorik in seiner analytischen Qualität, sprachliche Wendungen genau zu bezeichnen, als Instrument der Erkenntniskritik auf, und Nietzsche schmiedet es im Feuer zahlloser Beispiele, die alle zum selben doppelten Umkehrschluß führen: „Alle *rhetorischen Figuren* (das heißt das Wesen der Sprache) sind *logische Fehlschlüsse*. Damit fängt die Vernunft an!“<sup>36</sup> Wir befinden uns also auch bei Nietzsche in jenem „topologischen Raum“, dessen Kartographie wir sprachschöpferisch mit Raymond Roussel, sprachkritisch mit Mani Matter und Georg Christoph Lichtenberg bereits skizziert haben.

Am anschaulichsten läßt sich Nietzsches sprach- und erkenntniskritische Argumentation, die sich der Rhetorik als analytisches Instrument bedient, am Beispiel seiner entstehungsgeschichtlichen Herleitung von Begriffen erklären: Wahrheit können nach Nietzsche im Grunde nur tautologische Begriffe beanspruchen, das heißt Wörter, die sich selbst bezeichnen.<sup>37</sup> Jeder referentielle Anspruch, der darüber hinausgeht, hat ein Vergessen zur Voraussetzung und entlarvt sich deshalb als Illusion. Es ist das Vergessen des Umstands, daß jedes Wort die Metapher einer Metapher ist. An seinem Ursprung steht ein Nervenreiz, den die Wahrnehmung eines Dings in uns weckt und den wir in ein Vorstellungsbild übertragen; das ist die erste Metapher, die Nachformung dieses Vorstellungsbildes in einem Lautbild ist die zweite Metapher. Doch schon die erste Übertragung gehorcht einer gänzlich subjektiven Reizung und folgt einer tropischen Logik, da die menschliche Wahrnehmung gewisse Eigenschaften der Dinge privilegiert:

„Wie dürften wir, wenn die Wahrheit bei der Genesis der Sprache, der Gesichtspunkt der Gewissheit bei den Bezeichnungen allein entscheidend gewesen wäre, wie dürften wir doch sagen: der Stein ist hart: als ob uns ‚hart‘ noch sonst bekannt wäre und nicht nur als eine ganz subjektive Reizung! Wir thei-

len die Dinge nach Geschlechtern ein, wir bezeichnen den Baum als männlich, die Pflanze als weiblich: welche willkürlichen Übertragungen! Wie weit hinausgeflogen über den Canon der Gewissheit! Wir reden von einer Schlange: die Bezeichnung trifft nichts als das Sichwinden, könnte also auch dem Wurme zukommen. Welche willkürlichen Abgrenzungen, welche einseitigen Bevorzungen bald der bald jener Eigenschaft eines Dinges!“<sup>38</sup>

Das „Ding an sich“, das Nietzsche als „die reine folgenlose Wahrheit“ bezeichnet, ist dem Menschen also vollkommen unfaßlich. Die Potentialisierung der metaphorischen Sprunglogik vom Reiz über das Bild zum Laut – Nietzsche bezeichnet es als „Ueberspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue“<sup>39</sup> – trennt das Wort unüberbrückbar von dem, was es wesenslogisch zu bezeichnen vorgibt.

Der Begriff der Metapher wird von Nietzsche hier übrigens konsequenterweise selbst figural für alle Tropen verwandt, und zwar in einer metonymischen Erweiterung nach der synekdocheischen Figur *pars pro toto*. Da das Wort sich nun dadurch in einen Begriff verwandelt, daß in ihm durch Subsumtion Nicht-Gleiches gleichgesetzt wird<sup>40</sup> – Nietzsches Beispiel ist der abstrakte Begriff „Blatt“, der auf alle konkreten Blätter zutreffen muß –, handelt es sich beim Begriff im Grunde um die Metapher der Metapher einer Metapher.

So kann Nietzsche auf die Frage: „Was ist also die Wahrheit?“ die vielzitierte, rhetorisch akzentuierte sprachkritische Antwort geben:

„Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen.“<sup>41</sup>

Nietzsches Beispiele für den Umstand, daß die Entwicklung der Sprache nicht der „Wahrheit“, sondern subjektiven Reizen gehorcht (hat), sind Lesefrüchte aus dem 1871 erschienenen ersten Band von Gustav Gerbers Buch „Die Sprache als Kunst“<sup>42</sup>, ein sprachphilosophisches Werk, von dem Nietzsche auch die sprachkritische Erwägung übernimmt: „Der sprachbildende Mensch faßt nicht Dinge oder Vorgänge auf, sondern Reize: er giebt nicht Empfindungen wieder, sondern sogar nur Abbildungen von Empfindungen“,<sup>43</sup> die er aber radikalisiert, indem er sie 1. totalisiert: „Das ist der *erste* Gesichtspunkt: die Sprache ist Rhetorik“,<sup>44</sup> so formuliert Nietzsche selbständig im Anschluß an ein Gerber-Zitat, und 2. Gerbers Trennung zwischen Sprache und Sprachbetrachtung, in welcher der Wissenschaftsanspruch seines Werkes gründet, aufgibt.<sup>45</sup> Zur Illustration des metaphorischen und nicht logischen Rückschlusses von der Empfindung auf das Wesen der Dinge findet sich bei Gerber etwa folgender Abschnitt:

„Wir sagen also z.B.: dieser Trank *ist bitter*, statt: der Trank erregt in *uns* eine Empfindung der Art; wir sagen: der Stein *ist hart*, als ob die Härte etwas Anderes wäre, als ein Urtheil von uns; wir sagen so: das Harz *ist wohlriechend*, die Blätter *sind grün* – lauter Uebertragungen von unserer Auffassung auf die Wesenheit der Dinge, nach einem, wie wir annehmen, selbstverständlichen Schlusse zu rechtfertigen.“<sup>46</sup>

Doch nicht nur das von Nietzsche bei Gerber entlehnte Beispiel dafür, daß der Rückschluß von der Empfindung auf das Wesen der Dinge metaphorischer, nicht logischer Natur ist, findet sich bereits bei Georg Christoph Lichtenberg, dessen „Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt“, Ontologiekritik als Sprachkritik geübt hat:

„Was das Studium einer tiefen Philosophie so sehr erschwert, ist, daß man im gemeinen Leben eine Menge von Dingen für so natürlich und leicht hält, daß man glaubt, es wäre gar nicht möglich, daß es anders sein könnte; und doch muß man wissen, daß man solcher vermeintlichen Kleinigkeiten größte Wichtigkeit erst einsehen muß, um das eigentlich so genannte *Schwere* zu erklären. Wenn ich sage: *dieser Stein ist hart* – also erst den Begriff *Stein*, der mehreren Dingen zukommt, diesem Individuo beilege; alsdann von Härte rede, und nun gar das Hartsein mit dem Stein verbinde – so ist dieses ein solches Wunder von Operation, daß es eine Frage ist, ob bei Verfertigung manches Buches so viel angewandt wird. ‚Aber sind das nicht Subtilitäten? braucht man das zu wissen?‘ – Was das Erste anbetrifft, so sind es keine Subtilitäten, denn grade an diesen simplen Fällen müssen wir die Operationen des Verstandes kennen lernen. Wollen wir dieses erst bei dem Zusammengesetzten thun, so ist alle Mühe vergebens. Diese leichten Dinge schwer zu finden, verräth keine geringen Fortschritte in der Philosophie. – Was aber das Andere anbetrifft, so antworte ich: *Nein!* man braucht es nicht zu wissen; aber man braucht auch kein Philosoph zu sein“.<sup>47</sup>

Das von Lichtenberg sprachkritisch analysierte ‚Wunder von Operation des Verstandes‘<sup>48</sup> entspricht aufs genaueste Nietzsches Darstellung des menschlichen Erkenntnisgangs in rhetorischen Kategorien, wie er – phylogenetisch – erst in der Sprache zum Ausdruck kommt und später – ontogenetisch – durch diese bedingt wird: Nachdem der Mensch im abstrakten Begriff „Stein“ als *species* oder *genus* durch die metaphorische Gleichsetzung von Ähnlichem alle *individua* zusammengefaßt hat – wodurch der konkrete einzelne Stein gerade seine Anstößigkeit, sein unverwechselbares Moment verliert –, überträgt er auf dem Weg der Metonymie, das heißt der Verwechslung von Ursache und Wirkung, unvermerkt die Empfindung der „Härte“, die der „Stein“ in ihm weckt, auf diesen und nimmt sie als dessen Eigenschaft wahr. Bereits Lichtenberg übt explizit Kritik am Anthropomorphismus, der sich hinter dieser Übertragung verbirgt:

„Es ist gar nicht abzusehen, wie weit sich Anthropomorphismus erstrecken kann, das Wort in seinem größten Umfange genommen. Es rächen sich Leute an einem Todten; Gebeine werden ausgegraben und verunehrt; man hat Mitleiden mit leblosen Dingen – so beklagte Jemand eine Hausuhr, wenn sie einmal in der Kälte stehen blieb. Dieses Übertragen unserer Empfindungen auf Andere herrscht überall, unter so mannichfaltiger Gestalt, daß es nicht immer leicht ist, es zu unterscheiden. Vielleicht ist das ganze Pronomen *der andere* solchen Ursprungs.“<sup>49</sup>

Nietzsche, der die Begriffe „Anthropomorphismus“ und „Übertragung“ in der Zeit zwischen 1872 und 1873 in ihren vielfältigen Aspekten erprobt, hat sich diese Bemerkung in seiner Ausgabe von „Georg Christoph Lichtenberg’s Vermischten Schriften“ – neben seinen Unterstreichungen – am rechten Rand zusätzlich doppelt angestrichen.<sup>50</sup> In diesem Zusammenhang findet eine weitere Erwägung Lichtenbergs seine Zustimmung; durch Anstreichung der beiden ersten Sätze und Unterstreichung hebt er sich hervor:

„Anstatt daß sich die Welt in uns spiegelt, sollten wir vielmehr sagen, unsere Vernunft spiegele sich in der Welt. Wir können nicht anders, wir müssen Ordnung und weise Regierung in der Welt erkennen, dieß folgt aus der Einrichtung unserer Denkkraft. Es ist aber noch keine Folge, daß etwas, was wir nothwendig denken müssen, auch wirklich so ist, denn wir haben von der wahren Beschaffenheit der Außenwelt gar keinen Begriff; also daraus allein läßt sich kein Gott erweisen.“<sup>51</sup>

Auch die Lichtenbergsche Wendung „das Knochengebäude des Charakters“<sup>52</sup> unterstreicht sich Nietzsche wohl in diesem Zusammenhang.

Bedient man sich Nietzsches Lichtenberg-Rezeption als Perspektive, um zu ermesen, wie weittragend die früh wahrgenommene Funktion der Rhetorik als Instrument der Stil-, Sprach- und Erkenntniskritik ist, reicht der Blick bedeutend weiter ins Spätwerk hinein als unter dem Gesichtspunkt von Nietzsches Gerber-Rezeption, unter dem sie sich mit dem Verschwinden der rhetorischen Terminologie Mitte der siebziger Jahre zu erschöpfen scheint. Die sprach- und erkenntniskritischen Impulse, in denen Nietzsche sich durch Lichtenberg nachdrücklich bestärkt sieht, entfalten ihre Wirkung mit derselben esoterischen Nachträglichkeit, in der sich Nietzsche erst im Spätwerk auf „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“ als „ein geheim gehaltenes Schriftstück“<sup>53</sup> zu beziehen beginnt.

Nietzsche teilt mit Lichtenberg einen emphatischen Begriff von Philosophie als Sprachkritik: „Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs“.<sup>54</sup> Diese Aufgabe nehmen sowohl Lichtenberg wie Nietzsche auf vielfältige Weise wahr. Ich will hier nur zwei Momente ihrer Sprachkritik hervorheben: 1. Sprachkritik ist vorab Begriffskritik. Dabei zeigt sich, wie bereits dargestellt,

daß Begriffe durch eine Reihe von rhetorisch beschreibbaren, vorwiegend metaphorischen Abkürzungsprozessen *individua* – seien es Dinge (die an sich der menschlichen Wahrnehmung und Erkenntnis unzugänglich sind), seien es Sinneseindrücke, die sie im Menschen wecken – zu *genera* und *species* zusammenfassen. (Schauplatz dieser Abkürzungsprozesse ist bei Lichtenberg wie bei Nietzsche das Gedächtnis.<sup>55</sup>) 2. Sprachkritik ist Kritik der Grammatik: „Der Glaube an die Grammatik, an das sprachliche Subjekt, Objekt, an die Tätigkeits-Worte hat bisher die Metaphysiker unterjocht: diesen Glauben lehre ich abschwören.“<sup>56</sup> Sowohl bei Lichtenberg wie bei Nietzsche ist der Blitz das Paradigma, an dem die Sprachkritik an der grammatisch bedingten Logik des rhetorisch beschreibbaren, vorwiegend metonymischen Kausalitätsgefüges zwischen Subjekt, Prädikat und Objekt geübt wird; Nietzsche streicht sich in seiner Ausgabe von Lichtenbergs „Vermischten Schriften“ den letzten Satz der folgenden Bemerkung am rechten Rand rot an:

„Wir werden uns gewisser Vorstellungen bewußt, die nicht von uns abhängen; Andere glauben, wir wenigstens hingen von uns ab; wo ist die Grenze? Wir kennen nur allein die Existenz unserer Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken. *Es denkt*, sollte man sagen, so wie man sagt: *es blitzt*. Zu sagen *cogito*, ist schon zu viel, so bald man es durch *Ich denke* übersetzt. Das *Ich* anzunehmen, zu postulieren, ist praktisches Bedürfnis.“<sup>57</sup>

Eine Reihe weiterer Lesespuren Nietzsches bei Lichtenberg steht im Zusammenhang mit der durch Kant angeregten Erwägung, daß der Mensch, zurückgeworfen auf seine Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken, als Teil der „Realität“ keinen äußeren Zugang zu sich selbst hat; nur hypothetisch kann er sich als Urheber seines Denkens selbst vergegenwärtigen. Nietzsche hat Lichtenbergs Sprachkritik an der grammatikalischen Bedingtheit der cartesianischen Formel *cogito ergo sum* noch radikalisiert: Als Setzung des Denkens entlarvt er das „Ich“ als weitere „*regulative Fiktion*, mit deren Hülfe eine Art Beständigkeit, folglich ‚Erkennbarkeit‘ in eine Welt des Werdens hineingelegt, *hineingedichtet* wird“.<sup>58</sup> Nietzsche erhellt diese Kritik im Anschluß an Lichtenberg durch die Analogie zwischen Denken und Blitzen: „Wenn ich sage ‚der Blitz leuchtet‘, so habe ich das Leuchten einmal als Tätigkeit und das andere Mal als Subjekt gesetzt: also zum Geschehen ein Sein supponiert, welches mit dem Geschehen nicht eins ist, vielmehr *bleibt, ist*, und nicht *wird*.“<sup>59</sup> In der Verbindung zwischen Denken und Blitzen mündet Nietzsches Kritik in vier Aphorismen der beiden Bücher „Jenseits von Gut und Böse“ und „Zur Genealogie der Moral“.<sup>60</sup> Quintessenz: Erst die „Trennung des ‚Thuns‘ vom ‚Thuenden‘, löst das Ineinander eines Prozeß des Werdens in ein Nacheinander kausaler Bedingtheit auf: „diese alte Mythologie hat den Glauben an ‚Ursache und Wirkung‘ festgestellt, nachdem er in den sprach[lichen] grammat[ikalischen] Funktionen eine feste Form gefunden hatte“.<sup>61</sup>

#### 4. Ludwig Wittgensteins „Lichtenberg-Argument“: Gibt es einen richtigen Sprachgebrauch im falschen?

Die anticartesianische Bemerkung über den Blitz hat als sogenanntes *Lichtenberg-argument* vor allem in der angelsächsischen sprachanalytischen Bewegung Philosophiegeschichte gemacht, nachdem Ludwig Wittgenstein es wiederaufgenommen hat.<sup>62</sup> G. H. von Wrights Bemerkung in seiner 1942 publizierte Studie über „Georg Christoph Lichtenberg als Philosoph“: „Es dürfte aus dem oben Angeführten ersichtlich sein, dass Lichtenberg der Auffassung von der Philosophie vorgegriffen hat, die in unseren Tagen von *Ludwig Wittgenstein* [...] vertreten worden ist und die durch ihn auf das Denken der Zeit mächtig eingewirkt hat. Es scheint jedoch ausgeschlossen, dass von einer Einwirkung Lichtenbergs auf Wittgenstein die Rede sein könnte“,<sup>63</sup> hat sich als unhaltbar erwiesen. Mehrfach tritt Wittgenstein in seinem Werk – wenn auch an verstecktem Ort – auf Lichtenberg ein. So in den 1939 in Cambridge gehaltenen „Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik“: „Ein deutscher Philosoph hat einmal von dem Messer ohne Griff, dessen Schneide verlorengegangen ist, gesprochen. Sollen wir sagen, dies sei Unsinn? Und wann sagen wir, etwas sei kein richtiger Gebrauch des Wortes ‚Messer‘ mehr, sondern eine unsinnige Gebrauchsweise?“<sup>64</sup> Schon in den Vorlesungen zu Beginn der dreißiger Jahre findet sich der von George Edward Moore mitgeschriebene und 1954 publizierte Satz: Wittgenstein „sagte: So wie kein physisches Auge Anteil hat am Sehen, so ist auch kein Ego Teil des Denkens oder des Zahnschmerzempfindens; und er zitierte mit offenkundigem Beifall Lichtenbergs Bemerkung: Statt zu sagen ‚Ich denke‘, sollten wir sagen ‚Es denkt‘, wobei ‚Es‘, wie Lichtenberg sagt, genauso verwendet werde wie in ‚Es blitzet‘.“<sup>65</sup> Dieselbe Zustimmung findet Lichtenbergs Argument im unveröffentlichten sogenannten „Big Typescript“ von 1933.<sup>66</sup>

#### 5. „Ich und mich“:

Sprachkritische Vorbehalte der Psychoanalyse gegen die Selbstthematizierung

Und Lichtenbergs „Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt“, das sich immer mehr als Emblem der Moderne unter dem Vorzeichen der Sprachkritik erweist, ist auch nicht zufällig Sigmund Freuds Lieblingsbeispiel für den verzweifelten Versuch des Ich-zentrierten Bewußtseins, noch dort „einen Zusammenhang aufrecht“ zu erhalten, wo er „durch die besonderen Bedingungen seines Inhalts aufgehoben erscheint“.<sup>67</sup> Zu diesen besonderen Bedingungen gehört der Umstand, daß sich das Subjekt bei seinem Versuch, sich selbst zu thematisieren und zu reflektieren, eines Mediums bedienen muß, dessen Regeln sich seiner Verfügungsgewalt entziehen, der Sprache und ihrer Grammatik, die das Subjekt benötigt, sich bei seiner Selbstthematizierung der grammatischen Logik der Subjekt-Prädikat-Objekt-Struktur zu beugen, die es zu gymnastischen Dehnübungen

zwingt, will es den Zusammenhang mit sich selbst aufrecht erhalten. Das Subjekt verhält sich bei seinem Versuch, sich selbst unmittelbar zu vergegenwärtigen, um in sich selbst zu ruhen, gleichsam wie ein Klappmesser ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt. Oder in den Worten von Georg Christoph Lichtenberg: „*Ich* und *mich*. *Ich* fühle *mich* – sind zwei Gegenstände. Unsere falsche Philosophie ist der ganzen Sprache einverleibt; wir können so zu sagen nicht *raisonnieren*, ohne falsch zu *raisonnieren*.“<sup>68</sup> Damit bewegen wir uns auf jenem verminten Gelände, das der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan als „Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse“<sup>69</sup> kartographiert hat. Die Sprache und das Sprechen sind die Einfallspforte des Unbewußten ins Subjekt, das sich als Subjekt des Aussagens (*je*, *ich*) von sich als Subjekt des Ausgesagten (*moi*, *mich*) abgeschnitten sieht.<sup>70</sup> Diese radikale Konsequenz, die Jacques Lacan aus der Bewußtseinskritik von Sigmund Freud gezogen hat, war schon bei Georg Christoph Lichtenberg vorgebildet.

Lichtenberg ist der verschwiegene und oft übersehene Kuppler, der Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud und Ludwig Wittgenstein miteinander verbindet.<sup>71</sup>

- 1 Spontispruch aus dem Umkreis der Neuen Frankfurter Schule, zit. nach Peter Köhler: *Nachwort*. In: Ders. (Hrsg.): *Das Nonsens-Buch*. Stuttgart 1990, 333-351, hier 350.
- 2 SB 3, 452.
- 3 Diese Studie ist aus einem Vortrag hervorgegangen, den ich auf die freundliche Einladung von Ulrich Joost am 14. Juli 1997 an der Technischen Hochschule Darmstadt gehalten und am 6. April 1998 auf Einladung der Schopenhauer-Stiftung, Frankfurt am Main, in modifizierter Form wiederholt habe; sie wurde für den Druck stark überarbeitet.
- 4 Mani Matter: *Es git e Bueb mit Name Fritz*. In: Ders.: *Us emene lääre Gygechaschte. Berndeutsche Chansons*. Zürich 1969, 1990 (23. Auflage), 41. Hier eine „Übersetzung“, die das Versmaß und den Reim im Dienst der Wörtlichkeit vernachlässigt: Es gibt einen Buben mit Namen Fritz / Und der kann rennen wie der Blitz // Er rennt, dieser unerhörte Athlet / so schnell, daß man ihn gar nicht sieht // Und weil er bis jetzt unentwegt gerannt ist / Hat ihn noch niemand gesehen, den Fritz // Und selbst ich, der Verseschmied / muß zugeben: Vielleicht gibt es ihn nicht. Eine Aufnahme dieses Liedes findet sich auf Seite A von Mani Matters Doppel-LP „I han es Zündhölzli azündt“, Gümligen (CH): Zytglogge Verlag o. J. (= *zytglogge* 24, DLP-30-204).
- 5 Vgl. Franz Hohler: *Mani Matter. Ein Porträtband*. Zürich 1977, 57.
- 6 Zit. nach Hohler: *Mani Matter* (wie Anm. 5), 84.
- 7 Köhler: *Nachwort* (wie Anm. 1), 340.
- 8 Zit. nach Hohler: *Mani Matter* (wie Anm. 5), 61.
- 9 Mani Matter: *Sudelhefte* (1974). Zürich 1982, 73 (Tagebuch II: 1962, Nr. 60).
- 10 Matter: *Sudelhefte* (wie Anm. 9), 25 (Tagebuch I: 1958-1961, Nr. 55).
- 11 Matter: *Sudelhefte* (wie Anm. 9), 126 (Tagebuch IV: 1969-1971, Nr. 19).

- 12 Man lese als Beispiel für Lichtenbergs eigene mystische Praxis der Nonsens-Poetik nur unter B 82 das „Schreiben an Herrn <Ljungberg> / von Herrn S. im Rausch geschrieben“: „Verständlich sind diese Zeilen für uns, Nonsense vielleicht für alles übrige was lebt. Ihre Sprache! Engel, sprecht so, ich bin fromm, ich bin gottselig, ich bin Engel. Ihr Kuß, zu hoch sind meine Empfindungen nun gestimmt als daß irdische Worte – – Nonsense der Entzückung Nonsense Nonsense gedacht, gefühlt ist besser als gesprochen, Himmel gefühlt ist ausgedrückt Nonsense Nonsense. Schweigt oder lernt besser Deutsch“ (SB 1, 69). Dieser Zusammenhang zwischen der Unaussprechlichkeit eines mystischen Erlebnisses und dem Nonsens wird im Sudelbucheintrag D 172 kritisch gegen Jacob Böhme gewendet (vgl. SB 1, 256-257). Zu diesem Zusammenhang zwischen „Mystik und Logik“, in dem sich – neben Lichtenberg, Chesterton und Matter – auch Ludwig Wittgenstein bewegt, vgl. Reinhard Merkel: „Denk nicht, sondern schau!“ *Lichtenberg und Wittgenstein*. In: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 467 (Januar 1988), 27-43, vor allem 29-31.
- 13 Vgl. Bernd Achenbach: *Im Anfang war das Wort. Etwas Stoff zu Lichtenbergs Auktionskatalog, seiner Nummer eins und den Folgen*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1993, 24-55.
- 14 SB 3, 451-457, hier 452.
- 15 Sigmund Freud, *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* (1905). In: Ders.: *Studienausgabe*. Hrsg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey Frankfurt/Main 1982. Band IV, 9-219, hier 59-60.
- 16 Zit. nach Michel Foucault: *Raymond Roussel* (1963). Aus dem Französischen übersetzt von Renate Hörisch-Hellgrath. Frankfurt/Main 1989, 21-22.
- 17 Vgl. Foucault: *Raymond Roussel* (wie Anm. 16), 22.
- 18 Zur sprachreflexiven Dimension der Paronomasie vgl. Verf.: *Nietzsches Wortspiel als Reflexion auf poet(olog)ische Verfahren*. In: *Nietzsche-Studien* 17 (1988), 336-349.
- 19 Raymond Roussel: *Wie ich einige meiner Bücher geschrieben habe* (1935). Aus dem Französischen übersetzt von Hanns Grössel. In: Hanns Grössel (Hrsg.): *Raymond Roussel. Eine Dokumentation*. München 1977, 78-97, hier 78.
- 20 Vgl. Raymond Roussel: *Unter den Schwarzen* (1935). Aus dem Französischen übersetzt von Hanns Grössel. In: Grössel (Hrsg.): *Raymond Roussel* (wie Anm. 19), 47-54.
- 21 Vgl. Lewis Carroll: *Alice im Wunderland* (1865). In: Ders.: *Misch & Masch. Erzählungen und Gedichte*. Hrsg. von Jürgen Häusser. Aus dem Englischen übersetzt von Dieter H. Stündel. Darmstadt 1996 (= *Literarische Werke* II), 583-696, 640: „Einverstanden“, meinte die Katze; und diesmal verschwand sie ganz allmählich mit dem Schwanzende bis hin zum Grinsen, das noch einige Zeit in der Luft blieb, als der Rest schon verschwunden war.“
- 22 Friedrich Nietzsche an Carl von Gersdorff, Naumburg den 6. April [1867]. In: Friedrich Nietzsche: *Sämtliche Briefe. Kritische Studienausgabe in 8 Bänden*. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München/Berlin-New York 1986. Band 2, 208-212, hier 208-209.
- 23 In diesem und dem nächsten Abschnitt stütze ich mich auf Arbeitsergebnisse aus meiner Dissertation „*Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs*“. *Friedrich Nietzsches Lichtenberg-Rezeption im Spannungsfeld zwischen Sprachkritik (Rhetorik) und historischer Kritik (Genealogie)*, die 1996 im Wilhelm Fink Verlag, München, erschienen ist. Das Desiderat von Albrecht Beutel: *Lichtenberg und die Religion. Aspekte einer vielschichtigen Konstellation*. Tübingen 1996 (= *Beiträge zur historischen Theologie* 93), 258: „Einstweilen bleibt die Wahlverwandtschaft von Nietzsche zu Lichtenberg ein geheimnisvolles Phänomen. Der Hinweis auf die hin-



- sichtlich einer sprachkritisch argumentierenden Religionskritik zu konstatierende Affinität hat diese Rezeptionsbeziehung nicht annähernd erschöpft. Es wäre schon viel, wenn damit die Notwendigkeit einer Überprüfung der geistigen und literarischen Schülerschaft Nietzsches erzeugt und im Rückblick auf Lichtenberg zur Spurensicherung gemahnt worden wäre“, wird dort durch den Anhang, „Die Lesespuren von Nietzsches Lichtenberg-Rezeption“ (167-199), eingelöst. Die oberflächlichsten Lesespuren sammelte schon Dieter Lamping: *Lichtenberg literarisches Nachleben. Eine Rezeptions-Geschichte*. Göttingen 1992, 96-100 („Der ‚tröpfelnde‘ und der ‚fließende Denker‘. Nietzsche und Lichtenberg“).
- 24 Zu Schopenhauers Lichtenberg-Rezeption vgl. auch Lamping: *Lichtenbergs literarisches Nachleben* (wie Anm. 23), 90-96 („Der ächte Selbstdenker“. Schopenhauer und Lichtenberg und zuvor schon B. Achenbach im 2. Lichtenberg-Gespräch 1977, 17-29 (*Ein prominenter Lichtenbergianer: Arthur Schopenhauer*)).
- 25 Arthur Schopenhauer: *Paralipomena* (1851). In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Wolfgang Frhr. von Löhneysen. Frankfurt/Main 1986. Band V, 586.
- 26 Schopenhauer: *Paralipomena* (wie Anm. 25), 605.
- 27 Schopenhauer: *Paralipomena* (wie Anm. 25), 748.
- 28 SB 3, 275.
- 29 F 802, SB 1, 572-573, hier 573. Vgl. dazu insbes. Albrecht Schöne: *Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik. Lichtenbergsche Konjunktive*. München 1982, 1983 (2., überarbeitete Aufl.), 7-14, „Rede, damit ich dich sehe!“. Physiognomik des Stils“.
- 30 Paul Requadt: *Sprachverleugnung und Mantelsymbolik im Werke Hofmannsthal*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*. 29. Jg. (1955), 255-283, 258-261, „Exkurs: Nietzsche und Lichtenberg“, hier 258.
- 31 Friedrich Nietzsche: *Der Wanderer und sein Schatten* (1880). In: Ders.: *Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München/Berlin-New York 1980 (im folgenden zitiert als KSA). KSA 2, 535-704, 599.
- 32 Nietzsche: *Der Wanderer und sein Schatten* (wie Anm. 31), 693.
- 33 VS 1844. Erster Band, 23; vgl. K 33, SB 2, 403.
- 34 Friedrich Nietzsche: *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*. In: KSA 1, 871-890, hier 878. Im folgenden nehme ich Passagen aus meiner Studie *Nietzsche, die Rhetorik, die décadence*. In: *Sprache und Literatur 75/76* (1995), 27-44, wieder auf; während ich dort aber die kulturkritischen Fluchtlinien von Nietzsches Lichtenberg-Rezeption verfolge, ziehe ich hier jene Linien aus, die von Ludwig Wittgenstein und Sigmund Freud fortgesetzt werden.
- 35 Friedrich Nietzsche: *Darstellung der antiken Rhetorik [SS 1874]*. In: Ders.: *Vorlesungsaufzeichnungen (WS 1871/72-WS 1874/75)*. Bearbeitet von Fritz Bornmann und Mario Carpitella. Berlin-New York 1995 (= *Nietzsche Werke. Kritische Gesamtausgabe*, Zweite Abteilung, Viertes Band), 413-502, hier 425.
- 36 Nietzsche, KSA 7, 486, 19 [215].
- 37 Zur Tautologie vgl. auch KSA 7, S. 493-494, 19 [236] und KSA 7, S. 500, 19 [258].
- 38 Nietzsche, *Ueber Wahrheit und Lüge* (wie Anm. 34), 878-879.
- 39 Nietzsche, *Ueber Wahrheit und Lüge* (wie Anm. 34), 879.
- 40 Vgl. KSA 7, S. 498, 12 [249]: „Metapher heißt etwas als *gleich* behandeln, was man in einem Punkte als *ähnlich* erkannt hat.“ Zu Nietzsches Begriff der Metonymie vgl. KSA 7, S. 481-482, 19 [204]: „Die *Abstraktionen* sind *Metonymien* d. h. Vertauschungen von Ursache und Wirkung. Nun aber ist jeder Begriff eine Metonymie und in Begriffen geht das Erkennen vor sich. ‚Wahrheit‘ wird zu einer *Macht*, wenn wir sie erst als *Abstraktion* losgelöst haben.“
- 41 Nietzsche, *Ueber Wahrheit und Lüge* (wie Anm. 34), 880-881.

- 42 Gustav Gerber: *Die Sprache als Kunst*. Erster Band. Bromberg 1871. Zu Nietzsches Gerber-Rezeption vgl. Anthonie Meijers und Verf.: *Konkordanz zu den wörtlichen Abschriften und Übernahmen von Beispielen und Zitaten aus Gustav Gerber: Die Sprache als Kunst (Bromberg 1871) in Nietzsches Rhetorik-Vorlesung und in „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“*. In: *Nietzsche-Studien* 17 (1988), 350-368, und Glenn Most und Thomas Fries: <<> *Die Quellen von Nietzsches Rhetorik-Vorlesung*. In: Josef Kopperschmidt und Helmut Schanze (Hrsg.): *Nietzsche oder „Die Sprache ist Rhetorik“*. München 1994, 17-38 und 251-258.
- 43 Nietzsche: *Darstellung der antiken Rhetorik* (wie Anm. 35), 426; vgl. Gerber: *Die Sprache als Kunst* (wie Anm. 42), 159: „Wir fassen also nicht Dinge auf, oder Vorgänge, sondern Reize; wir geben nicht Empfindungen wieder, sondern Bilder von Empfindungen“.
- 44 Nietzsche: *Darstellung der antiken Rhetorik* (wie Anm. 35), 426.
- 45 Zu dieser Radikalisierung vgl. Most und Fries: <<> *Die Quellen von Nietzsches Rhetorik-Vorlesung* (wie Anm. 42), 24 ff. und 36 ff.
- 46 Gerber: *Die Sprache als Kunst* (wie Anm. 42), 384. Nietzsche nimmt diese Gerber-Stelle nach der Rhetorik-Vorlesung und nach der Abhandlung „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“ in § 39 des ersten Bandes von *Menschliches, Allzumenschliches* noch ein drittes Mal auf, vgl. KSA 2, 62-64, hier 62: „Bald aber vergisst man die Herkunft dieser Bezeichnungen und wähnt, dass den Handlungen an sich, ohne Rücksicht auf deren Folgen, die Eigenschaft ‚gut‘ oder ‚böse‘ innewohne: mit demselben Irrthume, nach welchem die Sprache den Stein selber als hart, den Baum selber als grün bezeichnet – also dadurch, dass man, was Wirkung ist, als Ursache fasst.“
- 47 VS 1844. Erster Band, 87-88; vgl. K 65, SB 2, 409.
- 48 Vgl. dazu Heinz Gockel: *Individualisiertes Sprechen. Lichtenbergs Bemerkungen im Zusammenhang von Erkenntnistheorie und Sprachkritik*. Berlin-New York 1973, 19 ff.; hier auch ein Vergleich mit der von Nietzsche in seiner Abhandlung „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“ geübten Sprachkritik. Zuletzt hat Norbert Rath: *Lichtenberg. Sprachreflexion und Vernunftkritik*. In: Christoph Jamme (Hrsg.): *Grundlinien der Vernunftkritik*. Frankfurt/Main 1997, 71-85, auf die Verwandtschaft von Lichtenbergs Sprachkritik mit der Philosophie von Friedrich Nietzsche und der Psychoanalyse von Sigmund Freud aufmerksam gemacht.
- 49 VS 1844. Erster Band, 121 (Unterstreichung von Nietzsches Hand); vgl. K 83, SB 2, 413.
- 50 Zu Lichtenbergs Anthropomorphismuskritik vgl. Hans Esselborn: *Die Perspektivität der Wahrheit. Lichtenbergs Kritik von Anthropozentrik und Anthropomorphie*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1995, 58-75.
- 51 VS 1844. Erster Band, 71 (Unterstreichung von Nietzsches Hand); vgl. J 1021, SB 1, 797.
- 52 VS 1844. Erster Band, 166 (Unterstreichung von Nietzsches Hand); vgl. G 60, SB 2, 144.
- 53 KSA 12, 233, 6 [4]; vgl. KSA 2, 370. Die nachgelassene Schrift „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“ wurde 1903 im Rahmen der Großoktav-Ausgabe zum erstenmal ediert.
- 54 VS 1844. Erster Band, 79 (Unterstreichung von Nietzsches Hand); vgl. H 146, SB 2, 197-198.
- 55 Vgl. Hubert Thüring: „*Unser ‚Gedächtniß‘, was es immer sei ...*“ *Friedrich Nietzsche und die Wiederkehr der Mnemonik*. Diss. Basel 1998, vor allem Kapitel 15. Sprachdenken: Auflösung der Philosophie, und insbes. Kapitel 15.5. Aufklärerische Anknüpfungen.

- 56 KSA 11, 526, 35 [35].
- 57 VS 1844. Erster Band, 99; vgl. K 76, SB 2, 412. Zur umstrittenen Interpunktion – „Andere, glauben wir wenigstens, hingen von uns ab“ –, die hier selbstredend nach der von Nietzsche benützten Ausgabe wiedergegeben wird, vgl. Rüdiger Vaas und Kai Torsten Kanz: *Konjekturen zu Lichtenbergs „Es denkt“ (K 76)*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1995, 288-289; Ulrich Joost: *Antwort der Redaktion*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1995, 289-290, und Bernd Achenbach: *Zur Interpunktion in K 76. Eine Ehrenrettung aus gegebenem Anlaß*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1997, 224-225. Inhaltlich vgl. zu dieser Bemerkung zuletzt Wolfram Mauer: *Über Gedanken- und andere Blitze. Lichtenberg und das Abenteuer des Denkens*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1995, 99-112, vor allem 107-108.
- 58 KSA 11, 526, 35 [35].
- 59 KSA 12, 103-104, 2 [84].
- 60 Vgl. *Jenseits von Gut und Böse* Erstes Hauptstück: von den Vorurtheilen der Philosophen 16 und 17. In: KSA 5, 29-31; *Jenseits von Gut und Böse*. Drittes Hauptstück: das religiöse Wesen 54. In: KSA 5, 73, und *Zur Genealogie der Moral*. Erste Abhandlung: „Gut und Böse“, „Gut und Schlecht“ 13. In: KSA 5, 278-281.
- 61 KSA 12, 136, 2 [139].
- 62 Zu Wittgenstein und Lichtenberg vgl. Merkel: „*Denk nicht, sondern schau!*“ (wie Anm. 12); dort, 28, auch der Hinweis auf das *Lichtenberg-argument*. Auf Merkel stützt sich auch Lamping: *Lichtenbergs literarisches Nachleben* (wie Anm. 23), 126-128 („Es denkt‘: Die philosophische Karriere eines Aphorismus“). Zur Rezeptionsgeschichte dieses Arguments außerhalb der Schulphilosophie vgl. *Vier Stimmen plus Zugaben über Lichtenbergs „Es denkt“*. Mitgeteilt von Bernd Achenbach. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1994, 193-200.
- 63 G. H. von Wright: *Georg Christoph Lichtenberg als Philosoph*. In: *Theoria. A Swedish Journal of Philosophy and Psychology* 8, 1942, 201-217, hier 217. Wright verweist in einer Anmerkung auf den *Tractatus logico-philosophicus* 4.0031: „Alle Philosophie ist ‚Sprachkritik‘“; vgl. Ludwig Wittgenstein: *Logisch-philosophische Abhandlung/Tractatus logico-philosophicus*. Kritische Edition. Hrsg. von Brian McGuinness und Joachim Schulte. Frankfurt/Main 1998, 40.
- 64 Zit. nach Achenbach: *Im Anfang war das Wort* (wie Anm. 13), 45.
- 65 Zit. nach Merkel: „*Denk nicht, sondern schau!*“ (wie Anm. 12), 28.
- 66 Vgl. Merkel: „*Denk nicht, sondern schau!*“ (wie Anm. 12), 37.
- 67 Freud: *Der Witz* (wie Anm. 15), 60. Zu Freud und Lichtenberg vgl. E. Krapf: *Lichtenberg und Freud*. In: *Acta Psychotherapeutica* 1, 1953, 241-255, und Lamping: *Lichtenbergs literarisches Nachleben* (wie Anm. 23), 122-126 („Als Psycholog noch bedeutender‘: Freud und Lichtenberg“).
- 68 H 146, SB 2, 197-198, hier 197.
- 69 Jacques Lacan: *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. Bericht auf dem Kongreß in Rom am 26. und 27. September 1953 im Istituto di Psicologia della Università di Roma* (1956). Aus dem Französischen übersetzt von Klaus Laermann. In: Ders.: *Schriften I*. Ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas. Olten-Freiburg/Br. 1973, 71-169.
- 70 Zu dieser Unterscheidung Lacans vgl. etwa Peter Widmer: *Subversion des Begehrens. Jacques Lacan oder Die zweite Revolution der Psychoanalyse*. Frankfurt/Main 1990, 53-69 („Im Brennpunkt des Begehrens: Das Subjekt“), vor allem 55-56.
- 71 Zum Verhältnis zwischen Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud vgl. (ohne Berücksichtigung des jeweiligen Bezugs auf Georg Christoph Lichtenberg) Reinhard Gasser: *Nietzsche und Freud*. Berlin-New York 1997 (= *Monographien und Texte zur Nietz-*

sche-Forschung 38); Renate Schlesier: „Umwertung aller psychischen Werte“. *Freud als Leser von Nietzsche*. In: Jamme (Hrsg.): *Grundlinien der Vernunftkritik* (wie Anm. 48), 243-276, und Peter Heller: *Freud in seinem Verhältnis zu Nietzsche* (1997). In: Jacob Golomb (Hrsg.): *Nietzsche und die jüdische Kultur*. Aus dem Englischen übersetzt von Helmut Dahmer. Wien 1998, 185-209. Zum Verhältnis zwischen Friedrich Nietzsche und Ludwig Wittgenstein vgl. (ohne Berücksichtigung des jeweiligen Bezugs auf Georg Christoph Lichtenberg) Janet Lungstrum: *Wittgenstein and Nietzsche. Agonal Relations in Language*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 69, 1995, 300-323.